Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 50

Artikel: Neben Genf her

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645833

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

spielinnen und Schulbekannten hatten sich mit den Jahren verloren. Auch ihr „Ritter" war in der Fremde. Seine Eltern besaßen ein großes Handelsgeschäft; da war es selbstverständlich, daß er seine Fähigkeiten verwertete und sich genügende Kenntnisse erwarb, um einst die Firma übernehmen zu können.

Es war ein herrlicher Sommertag. Die Spätnachmittagssonne spann goldene Fäden schräg durch das Blätterdach des Apfelbaumes, unter dem Martha saß und eine Handarbeit verrichtete. Rosenduft zog durch den Garten und im Wipfel eines Lindenbaumes flötete eine Amsel. Bald mußte der Vater heimkommen. Martha erhob sich, schritt zur Gartenmauer, um nach ihm Ausschau zu halten. Eben kam in schneller Fahrt ein Radfahrer die Straße herunter. Er erblickte sie und zog grüßend die Mütze; dabei lag ein fröhliches Lächeln auf seinem Gesicht. Dem Mädchen schoß eine Blutwelle in die Wangen. Das ist ja — das war ihr — ging es ihr verwirrt durch den Sinn, und wie sie den Gruß erwidern wollte, da — ein Schrei gellte aus ihrem Munde. Der Fahrer war mit seinem Rad an den Straßenrand geraten, prellte an einen Stein und stürzte über die Böschung hinunter. Martha rannte aus dem Garten zu dem Verunglückten. Stöhnend lag dieser auf grünem Rasen mit blutendem Kopfe, das zertrümmerte Zweirad zur Seite. Einige Spaziergänger eilten auch herzu. Zwei trugen den Gestürzten auf Marthas Anordnung in ihr Haus, während ein anderer einen Arzt herbeiholte und den Eltern Mitteilung überbrachte.

Hugo Bergmann lag nun im Fremdenzimmerchen auf dem Bett, regungslos, von einer Ohnmacht befallen. Martha reinigte ihm das Gesicht vom Blute und legte ihm einen Notverband um. Die hilfreichen Männer verabschiedete sie mit herzlichem Dank. Sie setzte sich neben das Bett und blickte angstvoll in das schmerzverzerrte Antlitz des Verletzten. Es quälte sie, weil sie eigentlich die Schuld an dem Unfalle trug; denn hätte er sie nicht zu grüßen gebraucht, wäre er auch nicht gestürzt. Sie streichelte sanft seine Wangen.

„Du Armer, sei mir nicht böse." Leise sprach sie es; da schlug er die Augen auf.

Er sah sie staunend an; eine Frage stand in seinem Blick: Warum bin ich hier, was soll dies alles? Dann kehrte die Erinnerung an das Geschehnis in sein Gedächtnis zurück.

„Martha, du bist meine Pflegerin? Hab' Dank."

„Es ist doch meine Pflicht," entgegnete sie so unbefangen wie möglich; aber ein leises Zittern lag doch in ihrer Stimme. „Sie haben wohl furchtbare Schmerzen? Der Doktor wird bald hier sein. Auch Ihre Eltern haben Nachricht erhalten."

„Es ist recht so, ich danke dir". Er griff nach ihren Händen. „Aber bin ich dir fremd geworden? Hast du das trauliche „Du" vergessen und die schöne Zeit, da wir mit deinem Vater suchten nach seltenen Blumen und nach bunten Schmetterlingen? Du warst doch mein Heideröslein, nicht?"

„Nein, Herr Bergmann, es geht nicht mehr an; wir sind ja keine Kinder mehr."

Sie versuchte ihre Hände freizumachen; er aber umspannte sie mit festem Druck.

„Und wenn ich dich bitte: Nur heute, nur ein einziges Mal sag' das Wörtchen?"

Ihr Blick fiel auf seine bittenden Augen; da kam es bebend und leise über ihre Lippen: „Du, Du!" Er zog ihre rechte Hand an seinen Mund und küßte sie innig.

Draußen wurden Schritte hörbar. Marthas Vater trat mit dem Arzte herein. Dieser hatte ihn auf der Straße eingeholt und nach dem Unglücksfalle bei seinem Hause gefragt. Der ahnungslose Mann war über des Arztes Frage überrascht gewesen und war nun erstaunt, Hugo Bergmann, seinen ehemaligen Schüler als Verletzten hier zu finden. Der Arzt untersuchte den jungen Mann und fand neben einer Kopfwunde einen Bruch eines Schulterblattes und einige Rippenbrüche. Unter Mithülfe von Marthas Vater wurden dem Verletzten einige Notverbände umgelegt, und nachdem mittlerweile auch sein Vater eingetroffen war, wurde seine Ueberführung in das Privatspital des Arztes angeordnet.

Als sie Hugo hinaustrugen in das Gefährt seines Vaters, in dem dieser hergefahren war, stand Martha am Gartentor. Hugo reichte ihr zum Abschied die Rechte hin; in seinen Augen lag ein sonnenwarmer Blick. Ein Lächeln lag auf seinem Gesicht, das zu seinen körperlichen Schmerzen nicht passen mochte.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Heimburg!"

„Ich wünsch' Ihnen gute Genesung." Ein feuchter Schimmer umflorte ihren Blick. Sie fühlte noch einen kurzen, warmen Druck seiner Hand, dann wandte sie sich dem Hause zu. Schmerz wühlte in ihrer Brust und preßte ihr bittere Tränen in die Augen. War es das Mitleid zu dem Verunglückten, war es die Nervenanspannung der letzten halben Stunde, oder war es ein Etwas, das aufgeflammt war, das doch niemals leuchten durfte? — — Sie wußte es selbst nicht.

Hinter sich hörte sie Schritte; sie wandte sich um, da stand Vater Bergmann vor ihr.

„Verehrtes Fräulein, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die Fürsorge, die Sie meinem Sohne angedeihen ließen; ich werde es zu schätzen wissen."

Er reichte ihr die Hand und verließ grüßend den Garten. Ihr Vater rief ihr zu, daß er auch mitgehen werde. Sie hörte den Wagen davonfahren mit ihrem „Ritter"; das Lächeln war nun wohl aus seinem Gesicht gewichen, Schmerzen peinigten ihn. Vom Wipfel eines Lindenbaums aber flötete eine Amsel ihr Lied hinaus in die Welt, aus blühenden Rosen strömte ein herrlicher Duft und goldene Fäden spann die Abendsonne durch des Apfelbaums grüne Krone.

Nach etwa zehn Tagen verließ Hugo Bergmann das Krankenhaus und ging im elterlichen Hause in Pflege. Er machte jetzt täglich kleinere Spaziergänge und kam auch heraus nach dem efeuumrankten Häuschen. Manches Stündchen verplauderte er mit seinem einstigen Lehrer; oft war auch Martha dabei. Oft traf es sich, daß das Mädchen allein war. Da verkehrten sie ungezwungen miteinander, wie gute Freunde. Nie aber berührten ihre Gespräche jenen Augenblick, da sich ihre Herztürchen geöffnet hatten. Beiden war es ein heiliges Geschehnis, das sie behüteten. Es war ein zartes Ding, wie leicht konnte es zerbrechen!

Einige Wochen später, als die Früchte des Herbstes die Zweige der Bäume bogen und morgens aus dem Flusse der Nebel stieg und den Hügel heraufschlich, fuhr Hugo wieder auf seinem Zweirad heran. Der Doktor hatte ihn als gänzlich geheilt erklärt.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen. Martha saß am Klavier. Zwei Kerzen verbreiteten eine spärliche Helle. Martha liebte beim Spielen einen dämmrigen Raum. Ihr Vater war nach dem Abendessen an eine Konferenz in die Stadt gegangen. Die Hausglocke läutete; das Mädchen ging und öffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Neben Genf her.

Als Frankreich seinen neuen Hohenzollernschrecken bekam, indem die Griechen drohten, Konstantin, den Schwager Wilhelms II., wieder auf den Thron zu rufen, da schrie man in Paris nach der Revision des Friedens von Sèvres, der den Griechen den fruchtbarsten Teil von Kleinasien gibt.

Nichts bezeichnet mehr den kleinherzigen und kurzsichtigen Kurs der französischen Politik, als diese Furcht vor Konstantin. Kein einziges realpolitisches Moment spricht in der Begründung der Furcht mit. Wenn der Hohenzollernvetter in Athen sitzt, so gewinnen freilich andere vertriebene Monarchen Mut und Hoffnung auf eigene Rückkehr, und selbst das wilhelminische Berlin träumt von entfernten Möglichkeiten — Frankreich werde dulden, daß die alte Herrlichkeit in Potsdam wiederkehre. Bei Gott, das träumt es sowieso, und Frankreich tut sein Möglichstes, um durch die schwarze Besetzung der Rheinlande die Sehnsucht nach den alten Zeiten weit mehr zu nähren, als es die „Rückkehr des ersten Königs" tun kann.

Frankreich verscherzt unterdessen das Spiel im nahen Orient, die Entreißung Kleinasiens und Armeniens aus den Händen Lenins und Enver Paschas; es stört das englische Spiel, das doch bis zur Stunde wenigstens einheitlich die Niederhaltung und diplomatische Beherrschung des Araber- und Türkentums und die Begünstigung von Hellas, Armenien und Georgien befürwortete. Nun gedenkt Paris die Regierung von Stambul moralisch wieder zu stärken, indem die Neben- oder Hauptregierung Kemals in Konia in Westanatolien wieder bis ans Meer gebieten soll, und bedenkt nicht, welcher Hunger das Türkentum quält: Hunger nach Syrien, welches Frankreich doch zu behalten wünscht, nach Thrazien, Arabien, Mesopotamien und Armenien, ja nach Georgien und Aegypten; wer Kemal am Leben läßt, der zeugt und nährt sich selbst den Todfeind der Zukunft, dessen Agenten unfehlbar im Bunde mit Moskau die sämtlichen vorderasiatischen Kolonien Europas unterhöhlen werden. Wenn der Islam unterjocht werden soll, dann muß es auch vollkommen geschehen, sonst nützt es nichts. Ein Verzicht auf Englands Pläne aber müßte eine ganz andere Revision des Vertrages von Sèvres bringen, als Frankreich dies in seinem griechischen Aerger will: Aufnahme aller vorderasiatischen Staaten, ob christlich oder moslimisch, als gleichberechtigte Glieder in den Völkerbund. Aber kann Frankreich diese Revision wünschen? Niemals!

So reiste also der französische Ministerpräsident Leygues nach England, um von Lloyd George die Revision nach seinem Sinn zu verlangen. Lloyd George lud Giolitti zur Besprechung ein, und Giolitti sandte seinen Außenminister Sforza. Da geschah es denn, daß der Italiener trotz der Feindschaft gegen Griechenland den reaktionären Lloyd George unterstützte und den diesmal weniger reaktionär scheinenden Franzosen überstimmte. Weshalb? Er hofft von Konstantin, oder wenigstens seiner Partei Konzessionen auf Rhodos und im Dodekanesos, und wünscht sie gegen die erneute Garantie der in Sèvres erworbenen Gebiete endgültig einzuhandeln. Er denkt wie England, das eigentlich längst schon versprochen hat, den Griechen Cypern abzutreten, und nun Gelegenheit findet, den geplanten Schritt der Großmut rückwärts zu tun. Frankreich aber gedenkt bloß die Griechen zu bestrafen und will die Dummheit begehen, Kemal zu hätscheln. Die zwei andern sagen sich: Machen wir aus der ärgerlichen Geschichte lieber ein Profitgeschäft.

Der Erfolg der Reise Leygues war, daß zwischen den drei Mächten „keinerlei Meinungsverschiedenheit" festgestellt werden konnte, d. h. in schönster Eintracht zwang man die Franzosen zum Nachgeben und nahm mit Vergnügen Notiz von den Kundgebungen des neuen Kabinettes Rhallis, das der Entente alle Garantien für die Fortsetzung der bisherigen Politik selbst im Fall der Rückberufung Konstantins versprach. Zuletzt wurde beschlossen, daß die Griechen tun dürften, was ihnen beliebe, daß also in Gottes Namen Konstantin oder der Diadoche Giorgios ihr König sein möge, nur hätten sie im ersten Falle die Einstellung der finanziellen Hilfe zu gewärtigen.

Aber Leygues und Lloyd George hatten sich auch mit der vom Genferparlament präjudizierten armenischen Frage zu beschäftigen, stand sie doch in unmittelbarem Zusammenhang mit der Angelegenheit Sèvres. Zum Schutze Armeniens beantragte die fünfte Genferkommission seine Aufnahme in die Liga der Nationen, immer in der Annahme, damit Kemal Respekt einzuflößen. Es ist nicht entschieden, welche Beschlüsse das Plenum der Versammlung schließlich fassen würde. Es braucht sie gar nicht mehr zu fassen; denn von London her kam der kalte Strahl: Die drei Mächte sind gegen seine Aufnahme, wünschen das Land wie die andern Orientländer unter ein Mandat zu stellen und hoffen immer noch, Amerika werde die Hut des wirtschaftlich wertlosen Gebietes gratis besorgen.

Auf diese Weise illustriert die große Entente, daß sie im Völkerbund herrscht und jeden Beschluß, selbst wenn er bloß platonisch wäre, stürzen kann, sobald es ihr beliebt. Es brauchte, um die Ohnmacht der Genferversammlung zu beweisen, gar keine Umfrage im Saal der Reformation, welche der vertretenen Regierungen sich zu einer Aktion gegen Kemal hergeben würde. Belgien, das an die Rettung durch Waffengewalt glauben gelernt hat, forderte sie für Armenien; aber die Staaten lehnen alle ab. Keine der Mäuse will der Katze die Schelle anhängen: Venezuela entschuldigt sich mit der geographischen Lage. Jugoslavien bekennt, es sei schon sehr angespannt und leider nicht zu haben, und wer wäre nicht im selben Fall? Die Balkanier haben Wichtigeres zu tun, als den Armeniern zu helfen. Sie sind zwar dafür, es in die „Ligue" aufzunehmen, ebenso das ferne Finnland; aber sie haben mit allen Mitteln zu verhindern, daß Bulgarien nicht aufgenommen werde. Weshalb man das einzige Oesterreich aus der Reihe der Feinde annahm, ist nun aufgeklärt. Die Franzosen sagen es offen heraus: Es soll damit der deutsche Anschlußgedanke totgetreten werden. Der Völkerbund übernimmt die Garantie für den Besitzstand, für die Integrität aller Staatsgebiete, bestimmt ein Paragraph. Nun wird man Oesterreich vor den deutschen Griffen zu schützen wissen. „Eine französische Intrigue gegen Deutschland", darauf reduziert sich die große Leistung in Genf. Daneben bleiben etwa noch die vielen Tausend geschriebenen Maschinenseiten, Arbeit von 500 Tippfräulein.

Wenn auf der Welt irgendwo eine wirkliche Verständigung ermöglicht wird, so geschieht es von Staat zu Staat. Italien geht daran, D'Annunzio in Fiume zu blockieren, damit er die Abmachungen von Rapallo respektiere und die besetzten jugoslavischen Inseln herausgebe. Die Rektoren von Fiume haben demissioniert. Das Ende der Komödie ist da. Europa wird bald um einen lachhaften Hausstreit ärmer sein, aber umso reicher an großen Schwierigkeiten, dank der Unfähigkeit des Genfer Parlamentes. Oder ist es kein Parlament? Léon Bourgeois sagte ausdrücklich „Nein!" Bloße Formfrage! Sicher ist es ein schlechtes Parlament, wenn es eines sein soll. Warum nimmt es sich der irischen Frage nicht an? Der Fanatismus Sin Feins hat an englischen Offizieren grauenvolle Morde verübt, bereitet Attentate in London vor und agitiert in Amerika zugunsten einer Intervention. Die Witwe des Bürgermeisters von Cork wird in Newyork von ungeheuren Ovationen empfangen. Zwar sträubt sich das offizielle Amerika gegen eine Einmischung in Europa. Aber die Partei der Republikaner, deren Führer den übereuropäischen Völkerbund planen, werden Nationalitätsproblemen grundsätzlich zu Leibe gehen. Genf verliert dank seiner Scheu vor den brennenden Fragen täglich an Autorität: die einen löst es platonisch, die andern verschweigt es. Ist es ein Wunder, wenn Argentinien seine Delegation von der Versammlung zurückzieht? Wenn Kanada einen Paragraphen einbringt, der die Garantie des Gebietsstandes aufhebt? Daß also von außen her nicht die irische Frage allein, sondern auch die der europäischen Kolonialherrschaft aufgerollt werden?

-kh-